



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert

Martersteig, Max

Leipzig, 1924

Kulturzustand in Deutschland. Der Staat Friedrichs II. von Preußen. Mittel- und Kleinstaaten. Die rheinischen Länder. Einflüsse der Revolution.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71797](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71797)



II

Das Nationaltheater

Jeden, dem geistiges Heldentum noch einen hohen Wert des Lebens — vielleicht seinen höchsten — bedeutet, wird eine freudige Gehobenheit überkommen, wenn er unter der Führung eines der vielen trefflichen Schilderer unserer klassischen Literaturperiode die hell erleuchteten Bahnen der kulturellen Entwicklung nachwandelt, die zu den glänzendsten Siegen geführt haben, die je eine Volkheit, aus tiefer Niederlage sich aufrichtend, erringen konnte. Dem Schilderer selbst, der die Geschichte unserer Philosophie, unserer Dichtung, unserer Musik erzählt, leiht diese Gehobenheit Schwingen, die ihn von Gipfel zu Gipfel hinübertragen, von Licht zu Licht, und er hat ein Recht, die dumpfe Dämmerung in den breiten Tälern sich nicht betrüben zu lassen; er redet von Dingen, die, wenn sie in ihrer Zeit nicht gleich der vollen Wirkung sicher waren, doch ganz unverlierbare Werte für die zukünftige Entwicklung darstellten, er redet von der „Menschheit großen Gegenständen“. Bei der Betrachtung der Wechselwirkung von Dichtung und Bühne will und darf sich eine solche Gehobenheit nicht einstellen; es bleibt uns, wenn wir erklären wollen, warum das Theater den großen Anregungen jener Zeit nur in geringem Maße gerecht wurde, nicht erspart, in die Niederungen hinabsteigen zu müssen. Und gerade weil der Leser auf den Höhen in der Regel recht gut Bescheid wissen wird, darf diese Darstellung, um nicht weitschweifig zu werden, sich eher beschränken, tausendmal Gesagtes zu wiederholen, als sich scheuen, das zumeist Übersehene in seiner einflussreichen, wenn auch wenig erfreulichen Bedeutung hervorzuheben; die Kehrseite der Medaille stärker zu beleuchten, als den uns so wohlbekannten strahlenden Avers. Dabei ist nicht die Rede von Anklagen oder Entschuldigen, denn anzuklagen oder zu entschuldigen ist eine Nation überhaupt nicht; sie hat keinen fahbaren verantwortlichen Willen, und nur die einzelnen, die führenden Persönlichkeiten und

die von ihnen getroffenen Maßnahmen sind der Kritik unterworfen. Für die Gesamtheit aber des Volks sind nur die natürlichen und geschichtlichen Einflüsse verantwortliche Faktoren, die entschuldigt sind, wenn sie erklärt sind. Es wäre einer Darstellung im modernen Geiste unwürdig, diese Erklärung zu umgehen und nur das Große und Schöne, das uns in jener Epoche zuteil geworden, abermals zu feiern.

Bei dieser Erklärung handelt es sich erst in letzter Linie um den kühnen Flug der deutschen Dichtung, dessen Charakteristik als bekannt vorausgesetzt werden darf, die darum nur in aller Kürze zu umschreiben sein wird. Wir knüpfen da am besten wohl an den Geist jenes Dramas an, das an der Wende zweier Weltanschauungen den neuen Gedanken eines neuen Geschlechts den stärksten Ausdruck gab. Denn als das dichterische Bekenntnis des jungen Zeitgeistes, dem, wie es schien, die Welt gehören sollte, der *mutatis mutandis*, wie drüben in Frankreich, auch bei uns die Emanzipation der bürgerlichen Stände herbeiführte, verehren wir, all seiner Roheiten und Schwächen ungeachtet, unseres Schillers ‚Räuber‘. Goethe hatte im ‚Göz von Berlichingen‘ die vom Staatsmaschinismus erdrückte persönliche Freiheit tragisch verherrlicht: daß man anfing, die Zeit und ihre Macht, mit der nicht mehr leben zu müssen Berlichingen sich glücklich preist, innerlich zu überwinden, darauf eben beruhte, im Sinne der Idee, die zündende Wirkung des Goetheschen Erstlings. Auch in der Dichtung vom Sturm und Drang war die freie Persönlichkeit zehn Jahre lang der — leider nur meist zur Karikatur verzerrte — Leitgedanke gewesen. Mit einer deutlichen, wenn auch nicht minder verzerrenden Umschreibung des politischen Zustands trafen nun auch die ‚Räuber‘ die Gewissen der Zeit, die schuldig empfindenden und die nach Freiheit glühend verlangenden. So könnte der Tatbestand scheinen, so wird er uns in den Geschichten der Literatur überliefert; und der Glaube an ihn ist selbst durch die Betonung der eigentlich beschämenden Bedingungen, unter denen in Mannheim der Sieg des Räuberdramas entschieden wurde, nicht zu erschüttern. Und doch deutet außer Dalbergs Gewalttat am Geiste der Dichtung das banale Echo, das die ‚Räuber‘ in der Zeit weckten, die triviale Kritik, die dem Drama zuteil wurde, deuten die rohen Vergröberungen der Nachdrucke, Nachdichtungen und Fortsetzungen unzweideutig genug darauf hin, wie verkümmert zu jener Zeit noch die allgemeine Empfindung des Volkes war, die man gern als die Prädisposition dieses dichterischen Ansturms in tyrannos gelten lassen möchte.

Schon der äußerlichen Wirkung nach ist der Abstand ungeheuer zwischen dem Bühnenerfolg der ‚Räuber‘ und der um zwei Jahre später in Paris gespielten ‚Hochzeit des Sigaro‘, die der Comédie française in knapp sieben Monaten 346 197 Livres einbrachte. Dafür

freilich wurde drüben Ludwigs des Sechzehnten warnende Ahnung, daß man die Bastille zerstören müsse, wenn man die ‚Hochzeit des Sigaro‘ auf der Bühne zu spielen erlaube, furchtbare Gewißheit, während wir in Deutschland den Werdeprozeß des neuen Geistes in einer langen Kette unblutiger Revolutionen auf geistigem, politischem und wirtschaftlichem Gebiet sich vollziehen sehen. Für diesen friedlichen Vollzug der demokratischen Emanzipation halten wir uns dem philosophischen Geist der deutschen Wissenschaften und Künste besonders zu Dank verpflichtet — nur ist, wenn man die nächsten Phasen unseres inneren und äußeren Geschehens schon hier ins Auge faßt, der Zweifel berechtigt, ob das Palliativ der philosophischen Besonnenheit nicht schließlich doch schädigend auf die geistige Vitalität unseres Volks eingewirkt hat, so daß dieses infolgedessen nur in geringem Maße sich an der Schaffung der neuen sittlichen Werte beteiligte. Nimmt man das Theater als Gradmesser dieser Symptome, so scheint dieser Argwohn sogar bestätigt. In Wirklichkeit waren es jedoch nicht die Imponderabilien höherer Geistigkeit, sondern Zustände von realem und sogar recht trivialem Gewicht, die das deutsche Volk im Halbschlummer hielten, derweilen jenseits des Rheins der furchtbare Orkan sich entlud.

Bei der gleichlaufenden Entwicklung der öffentlichen Zustände in den deutschen Staaten mit denen der Dinge in Frankreich würden schließlich auch die Wirkungen dieselben gewesen sein, wenn Deutschlands Dezentralisation sie nicht hinten gehalten hätte. Das auch bei uns zur äußersten Unmündigkeit hinabgeknichtete Volk hätte sein aufgesammeltes Ressentiment vielleicht ebenso notwendig im Aufruhr entladen, wenn ihm, wie in Frankreich, eine zentralisierte Gewalt, die ihm als die Quelle aller Übel erschienen wäre, entgegen gestanden hätte. Einer solchen Krisis aber beugte hauptsächlich das Wirken zweier Fürsten vor, die, als die Führer gerade der größeren Staatswesen, der eine von hervorragender philosophischer Einsicht, der andere von empfindsamem Humanismus geleitet, den weiteren Weg der inneren Reform erfolgreich beschritten: Friedrich II. und Joseph II. Beide gingen voran, den Menschen, der zu einer *quantité négligeable* erniedrigt war, zu einem Werkzeug der kulturellen Entwicklung zu wandeln und ihn in seine Aufgabe als staatenbildendes Geschöpf hineinwachsen zu lassen.

Friedrich II. war der erste Fürst, der vom Machiavellismus, zu dessen Lehre er sich, trotz des jugendlichen Protestes im ‚Anti-Machiavelli‘, bekannte, auch die höhere sittliche Verpflichtung übernahm, dem Wohl des Volks allen Vorteil, der der Autokratie der Staatsidee entsprang, wieder zufließen zu lassen: die Absolutie, die souveräne Beherrschung eines einheitlich organisierten Staatswesens, sie waren

ihm nur die notwendige Voraussetzung und die Vorbereitung zur Gesezesherrschaft und zum Freiheitsstaate. Dem König schwebten dabei allerdings unverrückbare Grenzen vor Augen, bei denen die Freiheit halt zu machen hatte vor dem dynastischen Interesse. Sybel faßt die Tendenz des friedericianischen Staats in die Sätze zusammen: „Wie die Herrschaft des großen Kurfürsten den Übergang aus den feudalistischen Provinzialverhältnissen zu der einheitlichen und gemeinnützigen Absolutie, so bildete die Tätigkeit Friedrichs II. den Übergang aus dieser Absolutie in den liberalen Verfassungsstaat. — Der große König begann den Bau desselben mit dem Fundamente. Er gab dem einzelnen Menschen unverbrüchlichen Rechtsschutz, er gab ihm das Recht, nach persönlicher Überzeugung zu beten und zu denken, zu reden und zu schreiben. Er erkannte die geistige und sittliche Freiheit des Individuums, er erkannte die angeborene Selbstständigkeit des persönlichen Geistes an.“ Alles dies, das dürfen wir heute betonen, geschah jedoch in den Formen einer nie und nirgends locker gelassenen Vormundschaft; es weckte dementsprechend in der Empfindung des Volks das Bewußtsein des Wohlbetreutseins, das Gefühl eingekerkelter Ruhe an Stelle des dumpfen Grolles, der in der Masse der willkürlich regierten Volksschaften anderer deutscher Länder schwelte. Friedrichs Untertanen waren befähigt, vor allem dem Nächsten genug zu tun, den wirtschaftlichen Tiefstand zu überwinden. Und auch von den Völkern gilt, daß ihnen, wenn sie zum Guten dieser Welt gelangen, daß Bessere leicht Trug und Wahn heißt. So läßt sich denn auch nicht übersehen, daß unter dieser Vormundschaft der Sinn für öffentliche Angelegenheiten, für höhere Ziele der Menschheit nur beschränkt zu wachsen vermochte. „Gazetten sollen zwar nicht geniert und jeder nach seiner Fassion selig werden“... jedoch nur, solange der kritische Geist das Recht der freien Meinung in strengen Grenzen der Loyalität hielt. Für aufbauende Mitarbeiterschaft des Volkes am Staate erachtete Friedrich — wohl mit Recht — jenes Geschlecht noch nicht reif, und an die Handlungen gar des Staatsoberhauptes durfte der Untertan „den Maßstab seiner beschränkten Einsicht“ nicht legen. Die strenge Geschiedenheit der Stände wurde aufrecht erhalten; und wenn gesorgt wurde, daß Bildung unter das Volk komme, so sollte sie doch nicht über das jedem seinem Stand nach zustehende Maß hinausgehen und ein Werkzeug vor allem zu wirtschaftlichem Wohlstand werden. „Auf dem platten Lande ist es genug, wenn sie ein bißchen Lesen und Schreiben lernen“, lautete Friedrichs Weisung an seinen Minister Zedlitz, „wissen sie aber zu viel, so laufen sie in die Städte und wollen Sekretärs und so was werden.“ Daß es nicht genug ist, ein arbeitsames Volk zu erziehen und den nationalen Wohlstand zu mehren, daß es darauf ankommt,

daß ein Volk wisse, „was und warum es arbeitet“, diese Einsicht lag der friedericianischen Erziehungsmagime noch fern. Um so eifriger baute sie am Fundament, Preußen zu dem ersten modernen Rechtsstaat zu machen, Rechts- und Gerechtigkeits Sinn in die Seele des Volkes zu pflanzen und strenges Pflichtbewußtsein an die Stelle blinden, slavischen Gehorsams zu setzen. Gegen diese wundervollen und die Nationen ringsumher weit überflügelnden Errungenschaften treten die schädlichen Folgen des Prinzips und seine Unterlassungen weit zurück. Im damaligen Preußen war dennoch kaum ein Bedürfnis lebendig, das unbefriedigt geblieben wäre; der Wunsch nach einer geistigeren Kultur war im allgemeinen Bedürfnis nicht begründet. Das Volk sah den ernstesten tätigen Willen des Fürsten, seine wirtschaftliche Lage zu heben, und trug mit seltener Willigkeit die ihm mit strenger Gewissenhaftigkeit zum Wohle des Ganzen auferlegten Lasten; es fühlte sich zuerst und allein in ganz Europa als eine bürgerliche Nation. Sein Geist war nüchtern auf das Reale des Daseins gerichtet und entbehrte doch nicht der Begeisterungsfähigkeit für die vaterländischen Erfolge, die Friedrich von seinen Schlachtfeldern heimbrachte, obwohl sie gefehlt hatte, als er zu seinen Kämpfen auszog. Derselbe Geist in einem höher entwickelten Grade belebte den Beamten- und Gelehrtenstand, die ihren Stolz in die ihnen übertragene Erziehungstätigkeit setzten, und denen die strenge Gerechtigkeit des Regiments die Willkür abschnitt, die im übrigen Deutschland noch die Regel war. Beamte und Gelehrte vertraten denn auch die höhere Kultur und pflegten sie innerhalb der ihnen gezogenen Grenzen, die sehr weiten Abstand hielten von der verfeinerten Sphäre, die Friedrich für seine eigenen Bedürfnisse selbst sich vorbehielt. Die preußischen Universitäten, die friedericianische Beamtenerschaft, die Pfarrhäuser und die städtischen Bildungsanstalten wurden die Ausgangspunkte jenes tapferen Geistes, der dem deutschen Leben in schwerer Zeit der Retter werden sollte.

Wenn in Friedrichs Staate noch kein Raum war für ein originales deutsches Genie, so zwang der königliche Philosoph doch seinem Volke auch die fremde Bildung, die er liebte, nicht auf; und wenn ihm schon die Neigung fehlte zu deutschem originalem Wesen, so sicher doch nicht die weitherzigste Toleranz. Am Beispiel anderer Fürsten jener Zeit gemessen, war es eine Tat von weittragender Bedeutung, als er Wolf, der im Jahre 1723 seiner hallenser Professur, da er die Freiheit des Willens geleugnet hatte, entsetzt worden war, wieder in seine Lande zurück berief, „weil ein Mensch, der die Wahrheit sucht und liebt, unter aller menschlicher Gesellschaft wert gehalten werden muß“. Das war recht eigentlich das schöpferische Werdewort der geistigen Emanzipation in Deutschland, gegen

das es wenig ins Gewicht fällt, wenn Friedrich von der Wiederbelebung altdeutscher Poesie nichts wissen wollte. In den friedlichen Lebensjahren des großen Königs wurde dann von Rochow der anfänglich eng gezogene Kreis der Bildung durch Ausgestaltung der Volksschule wesentlich erweitert.

Das alles war unendlich viel mehr, als das übrige Deutschland hatte, und weckte dessen Neid. Aber auch die Schattenseiten einer solchen Erziehung blieben bei dem nüchternen, zähen und eigenartigen Charakter der niederdeutschen Bevölkerung nicht aus: die praktisch-moralische Tüchtigkeit verhärtete sich leicht gegen die Anläufe des rege gewordenen Geistes der Poesie, der andernorts emporzüngelte. Im großen und ganzen folgten die Preußen ihrem König nur zu gewissenhaft, so daß in dem fortgeschrittensten deutschen Lande die Keime einer künstlerischen Kultur nur spärlich anzutreffen waren. Das deutsche Theater namentlich wurde von Friedrich als eine krasse Barbarei betrachtet, und er war gänzlich abgeneigt, solchem „Sirlefanz“ in seinem Staate irgendwelche Förderung angedeihen zu lassen. So leistete das deutsche Mutterland für das Gedeihen dieses Kunstzweigs leider noch weniger als von Fall zu Fall durch die günstige Initiative der Fürsten anderwärts geschah.

Von Österreich zunächst abgesehen, wiesen die meisten der Mittel- und Kleinstaaten im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts noch trostlose Zustände auf. Den schlimmsten die geistlichen Fürstentümer und die kleinen Länder, die den ungemessenen Ansprüchen ihrer meist entarteten, die Kräfte ihrer Untertanen in schreiendem Luxus vergeudenden Herren gerecht zu werden hatten. Hier mahnten die wirtschaftlichen Mißstände noch ganz an die Verhältnisse im 17. Jahrhundert. Nur daß das Proletariat noch immer mehr anwuchs, während der kleinbürgerliche Gesichtskreis ebenso eng, ebenso servil, ebenso gleichgültig gegen jede höhere Lebensauffassung blieb wie ehedem. Am beklagenswertesten waren die katholischen Länder: in Köln zählte man auf 42000 Einwohner nur 6000 Bürger aber gegen 20000 Bettler. Auch anderwärts in den Rheinlanden hat man für jene Zeit auf je 1000 Einwohner 50 Geistliche und 260 Bettler als der Regel entsprechend gerechnet.

Die klerikale Aristokratie eiferte in allen Untugenden mit der weltlichen; eine Verpflichtung zu sozialem Wirken kannte sie nicht und meinte genug zu tun, wenn sie ihren abhängigen Gliedern Beschäftigung und Verdienst zuführte. Zu diesem Zwecke allein wurden die erstaunlich vielen Bildungsanstalten geschaffen. Da man für Brot nicht sorgen konnte und wollte, suchte man die hungrigen Mägen mit Bildung zu füttern; dabei fand wenigstens das überfüllte Heer der niederen Geistlichkeit und des Beamtentums leidliches Aus-

kommen. So existierten um 1790 in Köln 3 Gymnasien, 30 Vorbereitungs- (Silentien), 22 Pfarrschulen, 11 Stiftsschulen und ungezählte Privatlehranstalten. Gab es doch in der Rheinprovinz (nach heutigem Begriff) allein vier Universitäten. Und alle diese Anstalten fanden Schüler, da bei der niederen Lebenshaltung der bürgerlichen Stände, der zunächst gar keine Vermehrung der Erwerbsquellen zu Hilfe zu kommen versprach, ein allgemeines Drängen aus dem Bürgerstand heraus in die Beamtenlaufbahn, in die gelehrten Stände stattfand. Sybel meint, die Früchte so umfassender Bildungsgelegenheiten hätten literarisch enorm befriedigen müssen, nur hätte „infolge der mangelnden Staatsbildung größeren Stils die sittliche Charakterbildung als letztes Postulat“ gefehlt. Zudem standen diese Schulen alle unter geistlicher, fürstlicher, magistratlicher, immer also unter partikularistischer Leitung und Zensur, woraus sich erklärt, daß von der eigentlichen deutschen Bildung des Jahrhunderts, vom Geiste der Kant, Herder, Lessing, vom künstlerischen Genius Goethes und Schillers, in diese Bevölkerung nur verstreute Samenkörner fielen. Ähnlich stand es in den hessischen Landen, ähnlich in Bayern, in der Pfalz, überall, wo eine vom Dohnentum des absolutistischen Systems verseuchte, an sich kaum noch ein Stammes- oder Rassenbewußtsein aufweisende Bevölkerung die letzten beiden Jahrhunderte hinvegetiert hatte. Zeichen eines stärkeren, gegen die Zustände protestierenden Volksbewußtseins äußerten sich in Schwaben, wo die kernhafte Rasse die Mißherrschaft Karl Eugens nur mit Grollen ertrug. Abstammung und Zustände prägten in Friedrich Schiller den revolutionären Geist, der in den Räubern sich entlud. Abstammung und wieder die gesunderen wirtschaftlichen Zustände der in ihren stolzeren Traditionen verwachsenen freien Reichsstadt hatten die mildere, reifere Sprache des Individualismus im Götz von Berlichingen diktiert.

Überall sonst aber in den deutschen Kleinstaaten und den geistlichen Fürstentümern verlor auch der einzelne Tüchtige leicht den Boden unter den Füßen, und gerade die höhere Begabung zerflatterte oft in aufstauchenden, rasch ergriffenen Hoffnungen, begeisterte sich schnell für verheißungsvoll aufleuchtende Ideen, um sich in Schwärmerei und utopistischen Illusionen ebenso rasch zu vergeuden. In solchen schwachen Charakteren, ohne gefestigte Aufgabe, ohne Ziele für ihr heimisches Volk, politisch ganz und gar unerzogen, halb und halb schon einem gebildeten Proletariat verfallen, fand nun der Appell des französischen Sturmliedes leicht einen Widerhall. In den halberhellten Köpfen mußte das Evangelium Rousseaus von der angeborenen Herrlichkeit und Freiheit des Menschen, das viele selbst der klareren Geister zu Schwärmern machte, einen heftigen Rausch er-

zeugen — einen um so gefährlicheren, als sein Paroxismus sich in keiner Katastrophe entlud. „Freiheit, Wohlstand und Bildung für alle Menschen, keinen Unterschied unter ihnen als den des Talentes und der Tugend, Brudersinn unter allen Bürgern im Staate und unter allen Völkern des Erdballs“: diese Losung von 1789 zündete namentlich in den eben geschilderten Landesteilen bei der großen Schar der herangezöchteten Streber der Bildung, die sich nun nicht mehr damit begnügen wollten, wie der große Friedrich meinte, Sekretärs zu werden, die sich als Volksbeglücker träumten und in dem bettelnden Schmarozertum, das in einem allgemeinen Umsturz der Verhältnisse auf alle Fälle nur Vorteile für sich erlah, wohlfeilen Anhang fanden. So wurden gerade diese Länder vorübergehend eine leichte Beute des revolutionären Geistes, ohne daß dieser in dem ausgewerteten Boden tiefere Wurzeln hätte schlagen können. Die schmarozende Lebensweise dranzugeben, hatte man auf die Länge nicht die Ausdauer. Der eigentliche Bürgerstand blieb sogar ganz ohne Verständnis für die innere, eminent wichtige und weittragende Bedeutung des furchtbaren nachbarlichen Ereignisses. Als dann gar der entfesselte Strom mit den Trümmern gebrochener Zwingburgen und zerstörter Tyrannenmonumente auch die erbarmenswürdigen Opfer der Katastrophe über die deutschen Grenzen spülte, wandelten sich Rausch und Indolenz rasch in entsetzten Abscheu. Als sie ihre eigenen Kinder und Geschöpfe verschlang, büßte die Revolution ihre sittliche und ihre dämonische Macht über die mitleidende Welt, über Deutschland namentlich, zunächst ein. Das System aber, das zwei Jahrhunderte um den kostbaren Preis eines gesunden Volkstums sich bei uns politisch befestigt hatte, durfte des Triumphs sich erfreuen, Ruhe und Ordnung inmitten des elementaren Aufruhrs unerschüttert zu sehen. Daß eine dauernde Sicherheit vor Revolutionen nicht auf die Schwäche, sondern auf die starke Gesundheit der schaffenden Stände gegründet sein müsse, sah man erst später ein, als Bonaparte, der Exponent der französischen Revolution, die Art an die Selbstherrlichkeit der deutschen Fürsten legte. Vorderhand freute man sich der Früchte einer Erziehung, die den Servilismus als Tugend gelehrt und den Zusammenschluß der ungleich empfindenden Untertanengruppen zu einer Volkheit verhindert hatte. Nur eine solche wäre ja imstande gewesen, nach dem sich anbietenden Kampfspreis der Zeit zu langen.

Aber der geistige Same der Sturmernte sollte dennoch fruchtbar in der schwülen Atmosphäre verteilt bleiben und sich mit der Zeit unvermeidlich auch auf das deutsche Leben herabsenken. Die berechtigten Ideen der großen Bewegung, die kaum noch an lokale Ursachen gebunden waren, die eine wichtige Frage der ganzen abend-